

Postort: München

J U G E N D

NUMMER 3 / 1937

PREIS 60 PFENNIG



In alter Tracht

Hans Best

Das verlorene Silberstück

VON WERNER WITTKOPF

Drunten im Tal liegt die kleine Stadt in der Beschaulichkeit der Mittagssonne. Braunrot und dunkelblau leuchten die Dächer, und die kleinen Bachläufe, die das Städtchen durchfließen, glitzern wie ein silbernes Band. Blumen blühen in den großen Gärten und geschäftig eilen Frauen und Mädchen durch die Beete, große farbenprächtige Sträuße in den Händen tragend.

Auf einer Bank unter Obstbäumen ruht sich Christian noch einmal aus. An dieser Stelle hat vor vielen, vielen Jahren einmal der Galgen gestanden, daher hat der Hügel auch seinen Namen erhalten, der Galgenberg. Oft mag hier ein armer Sünder seine Seele ausgehaucht haben, vielleicht auch manch Unschuldiger. Und die Raben saßen in der alten Linde, die unweit mit ihren gewaltigen Ästen in den Himmel ragt.

Doch die gruseligen Gedanken entfliehen und schöne Träume stellen sich vor seine Augen. „Es ist schön, jung zu sein, — und die Hoffnung in sich zu tragen, hier einmal für immer leben zu dürfen, ein Bürger dieser Stadt zu sein und im Rat zu sitzen...“ murmeln seine Lippen und ein Lächeln geht über sein frischtes Gesicht. „Selbst werde ich einmal am Schanktisch stehen und die Gefäße füllen, während Luise in der Küche herrscht. Ein Traum ein schönes Glück!“ Und dabei denkt er an des Wirtes Tochterlein, an die blonde Jungfer mit den langen Zöpfen...

Ein lustiges Lied pfeift er vor sich hin, als er den herrlichen Weg zur Stadt heruntermarschiert. In Gedanken aber ist er schon wieder im Ratskeller, wo er seit vier Jahren nunmehr als Schankknecht arbeitet, den Stammkunden das Essen und die Getränke reicht. „Die Gäste sind mit mir zufrieden, der Wirt hat mich gern und freut sich über mein Schaffen — und Luise? Ihre Blicke und ihre Grüße sagen mir mehr als alle Reden der Welt. Und ihr Mund lacht so lieb, was das herzige Gesicht rot und röter wird — und sie eilig davongeht, damit niemand das Geständnis sieht. Mögen die anderen Gesellen die Stadt verlassen und nach den großen Städten wandern; ich bleibe hier. Hier kann ich glücklich sein...“

Durch schmale Straßen und enge Gassen kommt er zum Marktplatz. Grelle Sonne strahlt ihm entgegen. Dort drüben steht das ehrwürdige Rathaus, das schon viele Jahrhunderte sah, viel Leid und Glück mit den Bürgern teilte. Und ihm gegenüber das neue Logierhaus, das sein Wirt errichtet hat neben der Ausgestaltung des Ratskellers, den er vom Vater übererbt hat.

Heinrich Graßhof, der Wirt des Hauses und Mitglied des Rates der Stadt, steht am Schanktisch gelehnt und schaut durch die Butzenscheiben. Die Gespräche der Gäste berühren ihn heute nicht. Er denkt an sein Tochterlein, das heute früh bei einem Gespräch über Christian erröte und sich über das Lob freute, das er dem Jungen ausstellte. Er versteht die Erregung wohl zu deuten. Ein Vater sieht alles, auch wenn er nichts sagt. Er hatte den Buben auch wirklich gern, ein redlicher Schaffer, dem keine Arbeit zu viel wurde und den man nicht zur Arbeit antreiben mußte. Und da ihm der Sohn versagt blieb und sein Weib lange

unter dem Rasen lag, hätte er ihn gern als Eidam gesehen, so wie es Luises Augen auch bestätigten.

Doch wie wird er sich zeigen, wenn Unglück hereinbricht, wenn ihm seine Glücksträume zerstört werden? Wird er dann der Mann sein, der das Schiff steuern kann? Oder wird er es willenlos einhertreiben lassen? Diese Gedanken bewegten den Alten und sie ließen in ihm den Entschluß reifen, den Jungen auf die Probe zu stellen.

Wochen der Arbeit vergingen. Eines Morgens — Regen klatschte gegen die Fensterscheiben und in dem großen Kachelofen prasselte das Feuer — kam ein neuer Schankknecht mit der Postkutsche, groß von Wuchs, mit schwarzen Locken um die Stirn. Christian ging auf ihn zu, entbot ihm den Willkommengruß und half ihm aus dem Mantel, nachdem er ihm das Gepäck abnahm. Dann ließ er den Wirt rufen und meldete sich ihm als der neue Knecht. Der Wirt war enttäuscht, aber er ließ sich nichts merken. Sollte Christian versuchen, gegen diesen anzukommen, ihn aus dem Feld zu schlagen — wenn er auch mehr Lohn verlangt, als Christian in Monaten erhält.

Christian arbeitete unverdrossen weiter. Gottfried kümmerte sich nicht um den Gesellen und auch dieser zeigte kein Verlangen, dem anderen näher zu kommen. Die Gäste kamen und gingen, und Gottfried verstand es, ihnen zu schmeicheln. Seine Artigkeiten brachte er geschickt an, den Weibern machte er den Hof, und bald waren die Gäste des Lobes voll über den neuen Knecht. Selbst dem Wirt gegenüber lobten sie Gottfried und nicht unweit war die Zeit, wo sie dem biederen Christian rieten, ein wenig freundlicher zu sein und sich ein Beispiel an seinem Mitgesellen zu nehmen.

Dieser Vorwurf traf Christian tief. Er hatte mehr gesehen als die Gäste, er hatte den geringschätzigen Blick des anderen ihm gegenüber aufgefangen. Er wußte, was er von ihm zu halten hatte. Hinzu kam noch, daß Gottfried auch seiner Luise gegenüber den Hof machte und sie mit seinen Blicken sehr oft in Verlegenheit brachte. Und es kam ihm vor, als ob auch Luise anders zu ihm wurde, an ihm schnell vorüber ging.

Immer mehr drängte sich Christian in seine Arbeit. Wohl zeigte er den Gästen ein freundliches Gesicht und gab sich Mühe, es dem Gottfried gleich zu tun. Aber es waren nur Worte, leerer Schall, den er ihnen sagte. Und doch begann der Wirt, ihn zu schelten, seine Arbeit schlecht zu machen — und alles in Gegenwart von diesem anderen. Groll stieg in ihm auf. Er wollte aufbrausen über Ungerechtigkeiten — da sah er Luises Gesicht ihm zulachen wie ein Traum, und er stürzte ohne Gegenrede an seine Arbeit. Doch die wirkliche Luise bekam er nicht zu Gesicht. Er wollte sie sprechen und ihr sein Herz ausschütten, doch sie zeigte sich nicht.

Am Abend, als beide großen Räume voller Gäste waren und Tabakschwaden die Säle füllten, fand Christian auf dem Fußboden nahe am Schanktisch ein Silberstück. Er hob es auf und reichte es dem Wirt. Der nahm es an sich, sagte ihm aber keinen



Aufn. von Dr. Paul Wolff,
Frankfurt a. M.

Dank. Vielmehr schaute er ihn mißtrauisch an. Und am Abend, nachdem die Gäste gegangen und die Kasse durchgezählt war, fehlten ein Goldstück und viele Silberstücke. Der Wirt war außer sich. Er schaute die beiden Gesellen an, erst den Gottfried, der keine Auskunft geben konnte und nur mit den Achseln zuckte. „Meister“, antwortete er nach einiger Zeit, „ich sah Christian etwas aufheben, vorhin, als Sie nicht am Schanktisch standen. Ich weiß nicht, was es war, aber vielleicht hatte er auch etwas verloren... Ich glaube, er will ja auch fortgehen...“

Mißtrauen stand zwischen den drei Männern. Der Alte forderte Christian auf, das Gestohlene ohne Worte zurückzugeben. Der Angeschuldigte wurde rot, suchte nach Worten. Es tobte in ihm, und seine Stimme versagte. Schließlich brach er aus ihm heraus: „Ich habe das Silberstück gefunden und Ihnen gegeben, Meister.“

Weiter kam er nicht, denn der Meister antwortete nur: „... um den Diebstahl zu verdecken.“

Da brauste Christian auf. Mit der Faust schlug er auf den Schanktisch, daß die Gläser klirrten.

Die Tür öffnete sich vom Flur her. Verweinte Augen zeugten, daß Luise an der Tür alles gehört hatte und an Christians Unschuld glaubte. „Das Geld liegt morgen früh auf dem Schanktisch. Ich will nicht wissen, wer es war — aber es ist da!“ sagte der Wirt. Christian ging aus der Schankstube, schloß sich in sein Zimmer ein. Einen Brief schrieb er an Luise, ohne Groll gegen sie und den Vater. Als er aber die Zeilen noch einmal überlas, zerknüllte er das Schreiben und warf es in den Papierkorb.

Aus seiner Reisetasche nahm er einen kleinen Lederbeutel, den ihm sein Vater auf die Wanderschaft mitgab, und zählte drei

(Fortsetzung Seite 37)



(Foto: Diana, Syndikat-Film)

Hilde Körber und Otto Gebühr
in dem Syndikat-Film „Fridericus“



(Foto: Diana, Syndikat-Film)

Wilhelm König
in dem Syndikat-Film „Fridericus“



(Foto: Diana, Syndikat-Film)

Wilhelm König, Lucie Höflich und Otto Gebühr

EIN TOLLES REITERSTÜCK

Die Zieten-Husaren reiten als Österreicher durch das feindliche Lager

Hans Joachim von Zieten, der durch seine bewundernswürdigen Heldentaten namentlich in der blutigen und entscheidenden Schlacht von Torgau wesentlich zur Machtstellung Preußens beitrug, hat einmal ein tollkühnes Reiterstück vollführt, das ziemlich unbekannt blieb.

Es war im zweiten schlesischen Krieg im Frühjahr 1745. Die Preußen waren aus Böhmen nach Schlesien zurückgedrängt worden. Die Hauptarmee lagerte im südlichen Teil der umstrittenen Provinz, in der Gegend von Frankenstein; ein anderes Korps von 10 000 Mann unter dem Markgrafen Karl von Brandenburg eine ziemliche Strecke weiter um Jägerndorf. Der tapfere österreichische General Traun war zwischen beide Korps rasch vorgerückt und hatte sie vollständig getrennt. Die Lage der Preußen war außerordentlich schwierig. Die Verbindung mußte hergestellt werden, denn ohne diese war an ein Unternehmen gegen den überlegenen Feind nicht zu denken. Alle Versuche, durchzubrechen, waren vergeblich! Da erhielt Mitte Mai Zieten von seinem König den Befehl:

„Er setze alles d'r'an — was es auch kosten wolle! — mit seinem Regiment bis Jägerndorf durchzukommen und dem Markgrafen Karl den Befehl zu überbringen, daß er sogleich aufzubrechen, sich mit den Feinden in nichts Ernsthaftes einlassen und mit forcierten Märschen zum Könige nach Frankenstein stoßen sollte. Zieten soll diesen Befehl im ganzen Regiment bekannt machen, damit, wenn auch nur ein einziger Husar durchkäme, der Markgraf auf jeden Fall vom Willen des Königs unterrichtet würde.“
Selbst dem tollkühnen Zieten gauste es bei diesem Befehl. Zwei Tagereisen weit durch 40 000 Feinde mit einem Regimente! Der Mut allein konnte dieses Kunststück nicht zuwege bringen: Zieten griff zur List.

Sein Regiment hatte in den vorhergehenden Kriegsjahren rote Dolmans und gewöhnliche Filzmützen getragen. Kurz vorher hatten sie blaue Pelze und neue Schuppenmützen bekommen. Hierdurch wurde die Uniform ähnlich derjenigen der österreichischen Husaren und auf diese Ähnlichkeit baute Zieten seinen Plan.

In aller Stille machte er sich mit seinen Tapferen auf. Bei Ottmachau ging's über die Neisse. Schwadronenweise in ganzen und halben Zügen ritten sie gemächlich einher. Kein Husar durfte das Gewehr aufnehmen; kein Schuß durfte abgefeuert werden! Hier und dort mußten einige geborene Ungarn, die beim Regiment standen, vorausreiten und die Feldwachen und einzelnen Posten in ihrer Sprache freundlichst begrüßen. So ging der Zug in größter Ruhe und Sicherheit hinter den Feinden her und mitten durch sie hin. Ein österreichisches Regiment Dragoner stieß auf die Zieten'schen, hatte aber nicht den mindesten Verdacht, daß die blauen Pelze Preußen wären.

Nach anstrengendem Ritte kamen die Husaren auf eine Anhöhe, von der aus sie das ganze österreichische Lager überschauen konnten. Die Gefahr war groß. Doch wer konnte mitten im Lager an Preußen denken! Jetzt schwankte das Dragoner-Regiment, dem Zieten so lange gefolgt war, links zum Lager ein. Zietens Weg führte geradeaus!

Beim nächsten Posten wurden die Preußen erkannt. Sogleich wurde Lärm geschlagen! Wie der Blitz ging's durch das österreichische Lager: „Zieten! Zieten! Preußen!“ Jetzt aber ritt Zieten mit seinen Getreuen auf Tod und Teufel! Sie hatten zwar einige Verluste, aber glücklich kam das Regiment nach Jägerndorf. Dieser tolle Ritt, seine kluge Vorbereitung und seine todesmutige Durchführung sind nur ein Symbol jener Zeit, in die eine der größten Persönlichkeiten der Geschichte gestellt war. Viele

ähnliche Szenen, gerade mit Zieten als Retter in der Not erleben wir in dem großen Fridericus-Film, der in kurzer Zeit dem deutschen Volke als Hohes Lied der Pflichterfüllung und des Heldentums gezeigt wird. In geschichtlicher Treue ist auch die Figur des unsterblichen Reitergenerals in dem Film mit höchster Spannung verwebt, und das Bild des großen Königs erscheint auf Neue in einem Werk, das künstlerisch und filmisch weder Vorbild noch Vorläufer hat.

GUMMISOHLEN

Außenaufnahmen sind ein Vergnügen.

Vorausgesetzt, daß die Sonne scheint und daß der Himmel trotzdem nicht ganz blau und wolkenrein ist. Ferner vorausgesetzt, daß der Herr Motivsucher sich genau umgesehen hat, ob weder eine Autostraße noch ein Kindergarten in der Nähe liegt.

Wenn beide Voraussetzungen fehlen, dann sind Außenaufnahmen ein Martyrium.

In den Tagen, in denen der Anzengruber-Tonfilm der Tobis Rota „Die Jugendsünde“ zwischen Tegern- und Schliersee aufgenommen wurde, schien die Sonne, und die Berge hatten trotzdem ein paar malerische Wolken herübergelassen. Und eine Autostraße und ein Kindergarten waren auch nicht direkt in der Nähe. Aber indirekt.

Es hatte sich herumgesprochen, daß Schauspieler aus München heraufgekommen waren, um die Schultesleute von der Thomabühne in Egern zu verstärken und daß manchmal gleich in der Nähe von Rottach gefilmt wurde. Also kamen die Leute mit ihren Autos und per Pedes, und manche waren auch so gütig, ihre Hunde und ihre kleinen Kinder mitzubringen. Man kann ja nie wissen, ob nicht zufällig ein Regisseur auf den Einfall kommt, eine oberbayerische Shirley Temple zu entdecken.

Der Regisseur Franz Seitz hatte alles andere im Kopf als eine Shirley-Temple-Entdeckung. Er gab seinem Aufnahmeleiter den direkten Befehl, für äußerste Ruhe zu sorgen. Wer beim Militär gedient hat, weiß, was ein direkter Befehl ist. Und der gute Theodor Kasper hatte beim Militär gedient. Er führte den Befehl aus.

Wenn er nicht ein so großer Kinderfreund gewesen wäre, dann hätte er es leichter gehabt. Aber so mußte er sich erst überwinden, ehe er all die lieben Kinder ein paar Meter nach hinten gebracht hatte. Immerhin, nach zehn Minuten hatte er's geschafft. Nun aber ging er an die Großen heran. Erwachsene Menschen haben es nicht nötig, nett zu sein. Sie begriffen es nur allmählich, daß sie nicht in ihr Säckelchen schnitzen dürfen, wenn „abgetutet“ ist, und daß es nicht einmal angeht, mit den Füßen im Sande zu scharrn. Ja, Kreuzfix mitanand! Gummisohlen hatte man nicht an den Schuhen hier in Oberbayern, sondern kernige Nägel, groß wie Kälberzähne. Was tun?

Der Aufnahmeleiter wußte Rat.

Er wies auf einen schönen, feuchten, ausgewachsenen Kuhfladen und sagte:

„Steigt's mit den Füßen da hinein, das gibt die besten Gummisohlen.“

Und da er's mit so höflicher Ruhe und einem freundlichen Ernst sagte, taten es auch einige. Denn ein direkter Befehl ist dazu da, befolgt zu werden.



(Foto: Diana/Syndikat-Film)

Anton Pointner und Käthe Haack



(Foto: Diana/Syndikat-Film)

Bruno Zierer als General Zieten
in dem Syndikat-Film „Fridericus“

(Fortsetzung von Seite 35)

Goldstücke auf den Tisch, die er sich während der letzten Jahre Heller bei Heller erspart hatte. Er legte sie ohne eine Zeile in einem Umschlag auf den Tisch. Seine wenigen Sachen packte er in die Tasche und warf sie sich auf den Rücken.

Der Morgen schlug schon durchs Fenster, als er das Licht losch und zum Abschied noch einmal hinauschaute, zu den Gärten hin. Lange stand er in Sinnen. In schönen Bildern zog die Zeit vorüber.

Leise schloß er die Tür. Vorsichtig ging er die Stiege hinab, damit das Knarren der Treppe die Gäste nicht schreckte. Unten wurde noch gesprochen. Die Tür öffnete sich, und im Lichtschein

stand der Alte mit seiner Tochter. Ihre Gesichter waren nicht zu erkennen. Leise sagte Christian: „Ich habe das Geld auf meinen Tisch gelegt. Ich habe nicht gestohlen, Meister.“

Doch als er vorübergehen wollte zur Haustür, da vertrat ihm der Alte den Weg. „Mein Junge“, sagte er, „ich weiß, Gottfried hat mich bestohlen. Er ist schon fort. Du bleibst hier — und auch Luise hat schon gestanden. Ich wollte dich prüfen. Es wurde aber mehr als Prüfung wie ich sie mir dachte. Du kamst in größere Konflikte, da auch ich geblendet wurde von dem, der jetzt fort ist. Aber ich glaube dir, und ich vertraue auf dich, mein Junge...“



Königsberg

E. Brauneis

Schnee fiel über Nacht

Von Käthe Saile-Lambert

Sie hatten einander viel gesagt, wovon man besser schweigt: alles Harte und Böse, das der in Jahren aufgespeicherte Trotz ihnen abzwang; und während sie es aussprachen, schien es ihnen selber, als schlugen sie damit alle leisen Blüten einer ruhenden Liebe tot.

Danach wurde es kühl in ihrem Herzen und die Einsamkeit ging darin um.

Nun saßen sie noch einmal für eine letzte kurze Weile hier am Tisch des Hauses zusammen und hatten kein einziges Wort zur Brücke mehr.

Drüben, in der Ecke, standen schon die gepackten Koffer. Morgen früh ging sein Zug, der ihn weit von hier forttrug — wahrscheinlich auf immer. Er hatte vom Waldhaus hier oben eine gute Stunde ins Dorf hinunter und von dort zum Bahnhof — wenn der Weg frei war.

Sie hatten sich dieses Haus auf der Berghöhe gebaut, als sie jung und glücklich waren, und niemand wollten sie um sich, als nur das andere Du. Nun, da es anders geworden, lastete die Abgeschlossenheit auf ihnen und wandelte Stille zum Fluch.

Die Nacht kam mit Dunkel und Schweigen und Sternlicht aus gläserner Höhe. Die Frau zündete die Lampe an wie alle Abende

und der Mann saß am Tisch und stopfte seine Pfeife, alles wie immer und — alles zum letztenmal.

Der Pendel der Uhr vertickte die Zeit. Draußen standen hohe Waldbäume fast reglos um das Haus, drinnen knarrte nur hin und wieder der Schritt der Frau auf den Dielen.

Sie sahen einander nicht an, denn sie hatten vor, sich zu hassen, und ihre Herzen waren wie gelöschte Kerzen. Es war wohl ganz unmöglich, einander wieder zu treffen, wenn man sich so weit entfernt hatte, viele tausend Meilen weit, mit einem Tisch dazwischen. An dem einen Ende saß sie und strickte und am andern Ende saß er und konnte die klirrenden Nadeln nicht hören und wußte genau: nur darum ja tat sie es! Sie tat es aber, um ihm zu beweisen, daß dieser eine Abend ihr wie tausend andere war und sie, wie all die tausend, eigentlich nichts anging. Nicht einmal heute läßt sie ihre Gehässigkeit, dachte er. Sogar heut' noch stört ihn mein Stricken, dachte sie, und sie schwiegen beide in der leeren und toten Sprache einer verarmten Liebe. Ein kleiner kreisrunder Fleck fiel aus dem Licht der Lampe auf den Tisch und plötzlich kam es dem Mann seltsam vor, daß er diesen Fleck nun nie mehr sehen sollte und nie mehr die Hände auf diese Tischplatte legen und nur noch einmal heute nacht in das andere Zimmer gehen...



Danzig

E. Brauneis

Das ist es, dachte er, die Gewöhnung! Die macht einen schlapp und kaputt...

Man sollte sich nie aneinander gewöhnen, dachte sie, und die Tage und Stunden fielen ihr ein, da sie das namenlose Geschenk eines andern Menschen empfangen, so berückend und erregend, daß noch eine Spur davon in die fahle Erinnerung fiel wie ein vergessenes Blatt am Baum. Die Uhr holte aus und röchelte ein wenig, wie ein alter Mensch beim Erwachen, dann schlug sie und wieder war eine Stunde vorüber und eine andere nähergerückt.

Die Frau hielt den Kopf über das Strickzeug gesenkt. Ihr blondes Haar verblaßte an den Schläfen und das sah plötzlich so eigentümlich verlassen und einsam aus... Es wunderte ihn sehr, daß es ihn plötzlich ankam, dieses verlassene Haar zu streicheln. Aber er tat es nicht, sondern saß da und stopfte an seiner Pfeife. Sie waren beide müde, aber niemand ging schlafen, als hielten beide eine Totenwache.

Der Mann sah die Stube um sich, die Winkel, die er kannte, die Stühle, auf denen er gesessen, die Schwelle zur Schlafzimmertür. Wie groß die Welt auch sein mochte, in die er ging — diese eine Stube würde nicht darin sein...

Wenn sie nicht immer so störrisch gewesen wäre, denkt er. Morgen sitze ich hier allein, denkt die Frau, und dann stört ihn mein Strickzeug nicht mehr, warum war er auch immer so kleinhilflich! Aber sie sagt nicht: „bleib!“ zu ihm. Ihr Mund bleibt ver-

schlossen. Endlich steht sie auf, legt ihre Arbeit langsam zusammen und sagt: „Also gute Nacht!“ — wie alle Abend.

„Gute Nacht!“ sagt der Mann, sieht zu ihr auf und bleibt sitzen. Um eines Augenblickes Länge sehen sich ihre Augen an — wie verschollene Freunde.

Dann geht die Frau und ihr leiser Schritt verlöscht im Dunkel des anderen Zimmers. Aber nach zwei Minuten kommt sie zurück und bleibt auf der Schwelle stehen. „Ich weiß nicht...“ sagt sie zögernd und sieht zu den Fensterläden, „sieh doch einmal nach...“

Verständnislos blickt er auf, geht zum Fenster und stößt den Laden zurück.

„Es schneit...“, sagt sie leise, „ich spürte es doch...“
Stumm bleibt er stehen.

Schnee fiel über Nacht. Kniehoch umtürmt er das Haus und schließt es ein in eine sanfte weiße Gefangenschaft, und immer noch schneit es weiter, lautlos und sehr verschwiegen. Es ist ganz unmöglich, durch diesen Schnee hinunter ins Dorf zu kommen.

„Nun mußt du noch warten...“ sagt die Frau an der Tür.

„Ja, nun muß ich noch warten“, sagt er und löscht die verspätete Lampe aus. Schneelicht dämmert ins Zimmer. Sein Fuß stößt an den fertig gepackten Koffer.

„Laß nur!“, sagt die Frau und ihre Stimme ist wie der Schnee da draußen, „ich räum's nachher fort.“

Da geht er leise an ihrer Hand, wie ein Kind, ins Zimmer zurück.



Aufn. von Dr. Paul
Wolff, Frankfurt/M.

Geruhsame Ski-Streifzüge und wilde Abfahrtsjagden

Von Burghard v. Reznicek

(Entnommen dem Buche „Ski-Kamerad Toni“, Winterfahrten um Garmisch-Partenkirchen, Verlag H. Bechhold, Frankfurt/Main)

Im Frühstückszimmer des kleinen Touristenhotels ist heute schon zu zeitiger Stunde ein emsiges Kommen und Gehen. Verschlafene dienstbare Geister stellen mit noch etwas abwesenden Mienen den dampfenden Tee, heiße Milch oder eine Schale Braunen auf die buntkarierten Tischtücher. Der große Skiausflug hat die Stammgäste zu einer Zeit aufgeschreckt, zu der die Hyänen des mondänen Wintersportlebens sich noch einmal wohligh unter ihrer Decke auf die andere Seite umdrehen.

Dicke Eiszapfen hängen wie Stalaktiten von den Giebeln der Dächer, die bittere Kälte der Nacht ist in die feinen Nebel gekrochen, die noch über dem Olympia-Ort liegen. Sich aus der warmen Stube in die Winterdämmerung hinauszuwagen, erfordert immer einen kategorischen Befehl an den faulen, alten Adam in uns. Am besten ist es, sich wie der Schwimmer mit einem Kopfsprung ins Element zu stürzen.

Also rasch die Bretter, den Rucksack, Felle, und was sonst noch dazu gehört, hervorgeholt und im Geschwindsschritt zur Talstation der Schwebbahn. Ein lustiges Liedchen läßt die Kilo-

meter zu einem Katzensprung zusammenschrumpfen. Droben am Firmament sind schon die ersten Anzeichen des kommenden Tages. Die Früh-Kabine gleitet schnurrend am Hängeseil zum Kreuzeck hinauf. Droben sind die Frühaufsteher schon im Wachsraum des Kreuzeck-Hotels, aus dessen Schornstein eine Rauchfahne kerzengerade in die Luft steigt. Dort drinnen ist es gemütlich. Ein Duft von Wachs, Paraffin, Wasserdampf und Leder durchzieht den Raum, in dem mit Bügeleisen und Werkzeug eifrig hantiert wird. Jeder will der Erste sein, der von dem Vorplatz des Hotels, vom Start der Standardabfahrt, über den Steilhang hinunter in den unberührten Schnee herunterwedelt, wenn die Morgennebel sich lichten.

„Wo ist das Bügeleisen?“

„Wer hat meinen Anorak von der Leine heruntergenommen?“

„Ich krieg' meinen Reißverschluß nicht zu!“

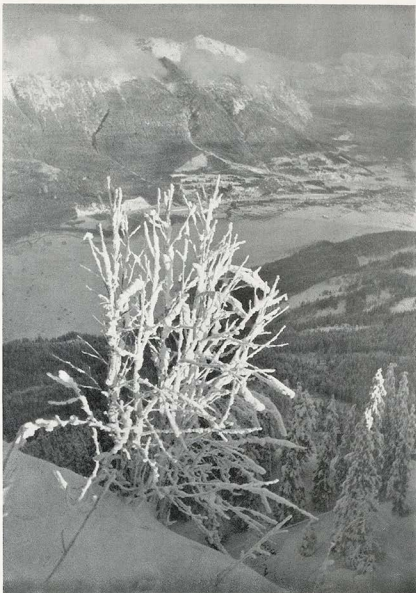
„Wo?“

„Ruhe im Stall!“

„Hak mir mal die Federstrammer ein!“

„Wer hat meine Seehundsfelle gemopst?“

Blick nach Garmisch-Partenkirchen vom Kreuzeck aus



Aufn. von Dr. Paul Wolff,
Frankfurt a. M.

Mitten in dem wilden Durcheinander von Fragen, Antworten, Suchenden und Auskunft Heischenden steht der Wachsmeister, verteilt gerecht die Bügeleisen und Pfiemen, rückt hier ein wenig Wachs heraus und richtet dort eine Bindung. Er gibt Rat-schläge, prophezeit das Wetter und ermutigt die Skihaserl, die mit gespitzten Ohren jedes Wort zu erhaschen trachten, das hier gesprochen wird.

Was für ein Kreuzecktag! Selbst die abgebrühtesten Ski-Fern-fahrer und Gipfelstürmer, Abfahrtsjäger und Hüttenwanderer bleiben schweigend und in sich versunken auf der Höhe des Kreuzeckkamms stehen, bevor sie ihren Brettern den ersten Schwung in den raureifbedeckten Schnee verleihen. Ein Zauber-reich, an Schönheit und unendlichen Reizen für den Sportsmann mit den berühmtesten Plätzen der Hochalpen wetteifernd, erwacht

zum Leben. Für Minuten vergessen sind Tratsch und Schnurr-pfeifereien, das Schauspiel des gewaltigen Naturtheaters um uns herum läßt alles andere im Augenblick nichtig erscheinen.

Wie eine Gralsburg taucht aus dem zarten hellgrauen Dunst die Alpsspitze, das Wahrzeichen von Garmisch-Partenkirchen, am Himmel auf, der eine rosarote Färbung angenommen hat. Und plötzlich bricht über den Wetterstein-Graten durch den Nebel-schleier ein silberner Pfeil, der wie ein Regenbogen sich über das ganze Tal schwingt: der erste Sonnenstrahl!

Und nun tritt der Sport in seine Rechte. Der erste, der in einer Wolke von Schnee im Rekordtempo herunterprescht, ist ein Eng-länder, der scheinbar seinen Ehrgeiz darein gesetzt hat, seine Urlaubswochen ausschließlich in der Seilbahnkabine und auf der Standardstrecke zu verbringen. Nicht weniger als sechzehnmal

ist er kürzlich mit der Bahn auf- und auf Skiern abgefahren, erzählt man sich bewundernd und kopfschüttelnd zugleich.

Während in der Tal- und Bergstation des Kreuzecks, vor Hütten und dem Berghotel bereits die Geschäftigkeit einsetzenden Sporttrainings und beginnender Tourenfahrten herrscht, liegt der Weg zur Hochalm noch in tiefem Schlagschatten und in der Stille des Frühmorgens. Kein Laut stört die großartige Einsamkeit, nicht einmal das leise Knirschen eines schließenden Ski ist zu hören. Auch der Sonnenaufgang läßt sich nur ahnen. Hier und dort leuchtet ein Widerschein des noch verborgenen Gestirns auf einem Baumwipfel oder in der Flanke des Großen Waxensteins. Die Luft ist erfüllt von jenem geheimnisvollen Raunen der unter der Schneedecke verborgenen Bäche. Lebenslaute der Natur, sordiniert durch die dicke weiße Hülle, die man mehr fühlt als mit dem Ohr wirklich hört. Ein erstes Atmen der Natur, das niemand vergißt, der es je vernahm.

Ein kaum merkbares Lüftchen bewegt die verschneiten Äste und löst ein hartgefrorenes Klümpchen Schnee, das in das weiche Tuch herniederfällt. „Klick“ macht es, und in dem erhabenen Schweigen klingt dieser winzige Ton wie ein Pistolenschuß. Sieghaft läßt die aufgehende Sonne den klaren Winterhimmel tiefblau aufleuchten. Grate und Wände des majestätischen Waxensteins liegen in Licht gebadet. Stück für Stück der Gipfelwelt erobert das Tagesgestirn. Eine Schattenstelle nach der anderen verfällt den gierigen Sonnenarmen und muß weichen, bis alles zum Leben erwacht ist. Der Schnee wird lebendig, der Rauhreif schwindet, und die Loipe wird zusehends führiger.

Mit seinem melancholischen Locklaut flattert ein Dampfwolf von einem Baum herab und wirkt in der weißen Fläche wie ein großer runder Blutstropfen. Er schüttelt sein buntes Gefieder, badet im Schnee und blickt mit seinen schwarzen Stecknadelkopfaugen neugierig nach allen Seiten. Auf der Suche nach Futter hüpfert er kabbalistische Zeichen in den Boden.

Ein gellender Juchzer zerreißt die Luft und wird hundertfach von den Felswänden zurückgegeben. Der Toni, unter dessen Führung wir beim Kreuzekzhaus angelangt sind, läßt sich nicht lumpen und antwortet mit einem kunstgerechten Jodler. „Das ist mein Freund, der Kaser-Sepp auf der Hochalm, der beißt jetzt grad“ in seinen Emmentaler, kann nicht genug kriegen, wo er schon so seine eigenen Fußspitzen nicht mehr sehen kann. Wir müssen ihn nachher besuchen.“

Also das ist das berühmte Dorado der Abfahrtsläufer im Bayernland. Tief hinunter in das Werdenfelser Tal stößt unser Blick. Herrgott, ist das schön! Bis fast zur Talsohle reicht der Hochwald, immer wieder von offenem, baumlosem Gelände, glatten Hängen und Lichtungen unterbrochen, auf denen Heustadl und Sennhütten stehen. Rund tausend Meter Höhendifferenz zwischen dem Kreuzekz-Plateau und der Autostraße, die man in der Talebene von Garmisch nach Grainau in Richtung Eibsee verschwinden sieht. Das Fenster eines Bauernhauses blitzt dort unten im Widerschein der ersten Morgensonne spiegelnd auf. Heute gibt's einen Prachttag, sagen sie da jetzt beim Aufstehen. Wer die Wahl hat, hat die Qual! Hier darf man das schon etwas abgegriffene Wortspiel mit Recht anwenden, wenn wir mit den Augen des erfahrenen Skiläufers die Landschaft betrachten. Kein Wunder, daß sich an diesem Platz die Meisterläufer aus allen Gauen Deutschlands treffen und auf dem halben Dutzend der fesselnden, großartigen und mit technischen Problemen gespickten Abfahrten sich auch die zukünftigen Klasseläufer und -läuferinnen die ersten Sporen verdienen. Während des ganzen Winters begegnet der Kurgast und Ski-Passant im Kreuzekz-Gebiet den Skilau-Künstlern von Gottesgnaden, die ihre klassischen Norweger, ihre Wolltrikots oder Eskimo-Jacken mit den weltbekannten Abzeichen eines Klubs, einer Länder-

mannschaft oder eines Meistertitels so stolz tragen wie die Garde-Offiziere ihre rühmreiche Uniform.

Welches Können, welcher Bombenstand, welch Draufgängertum gehören dazu, um auf solcher Meisterschaftsstrecke über Ziehwege und Schneisen, durch verschlungene Hohlwege und über Schufhänge in wenigen Minuten vom Kreuzjoch bis zum Gasthaus an der Talstation der KreuzekzBahn hinabzurasten. Wie die Bobbahn oder eine klassische Auto-Rennstrecke haben diese Kreuzekzpipisten ihre markanten Stellen und schwierigen Passagen, die alle einen klangvollen oder anheimelnden Namen tragen: von den verschiedenen Mucklin und Stadin bis zum Seelos-Schlurf, vom Feldherrn-Hügel bis zur Siegfried-Stellung. In wenig mehr als fünf Minuten haben die norwegischen Skispringer und Stars des Abfahrtslaufs die Meisterschaftsstrecke durchgemessen, die auch zu einer der Olympia-Pisten zählt, die für den großen Wettkampf der Völker zur Verfügung steht. Eine Leistung, die schon an Hexerei grenzt und bald noch übertroffen wird, denn der alpine Skilauf ist den Bewohnern des Werdenfelser Landes schon zur zweiten Natur geworden. Wie in allen Bergorten stehen die Schulkrüger schon auf Brettern, und sie können es gar nicht erwarten, bis sie ihren großen Vorbildern an der Schanze und im Gelände nacheifern können.

Das Kreuzekzhaus ist immer wieder Ausgangspunkt und Ziel der Pilgerfahrt in den Schnee für das ganze Gebiet am Fuße der Alpspitze. Wer sich noch nicht in schwieriges Terrain auf den schmalen Hickory-Brettern wagen darf, die die Welt in Weiß erobern, wirft sich auf den Bobsleigh-Sport des kleinen Mannes: das Rodeln! Es sind nicht nur Kinder, die mit wahrhaft kindlichem Vergnügen und gewissenhafter Steuerkunst die kilometerlange, großartig angelegte Bahn mit ihren weiten Serpentinaugen und steilen Geraden hinunterausen. Hätten wir nicht unsere Bretter mit und der Toni eine lohnende Vormittagspartie für uns zusammengestellt, würden wir vielleicht in Versuchung geraten, uns auch dem schwankenden kleinen Schlitten anzuvertrauen.

Aber nur einen kurzen Augenblick beherrscht uns dieser Wunsch. In Tonis Spur steigen wir in der schon stärker werdenden Sonne bergan. Der Schnee ist noch nicht allzusehr zerfurcht und von der letzten Almhütte hängen schillernde Eisgirlanden wie eine gefrorene Kaskade herunter. Gut, daß wir unsere Felle untergeschonnt haben, wie es der Toni befahl, auf der Südsseite liegt unter einer dünnen Oberschicht glatter Harscht, und wir klettern mit Hilfe der borstigen Seehundshaare wie die Gemen in die Höhe. Von den Wollschalen wandert ein Stück nach dem andern in den Rucksack. Zuerst ist es der bunte Schal der jungen Münchner Studentin, doch wenige Minuten später muß auch die schöne weiße Blusenjacke dran glauben. Wir werden entschädigt durch den Anblick eines kurzärmigen, knallgelben Polohemdes, das den knabenhaften Oberkörper der Läuferin knapp umschließt. In ihren dunkelgrauen dreiviertellangen Flanelhos über den grauen Leinengamaschen ist sie von weitem von ihren männlichen Kameraden kaum mehr zu unterscheiden, denn auch diese haben sich mittlerweile ein wenig entblättert. Über zweitausend Meter in Schnee und Sonne gibt's ka Sünd'.

Skiläufers höchste Lust! Jungfräucher Pulverschnee, stahlharte, eisige Hochgebirgsluft und durchdringende radioaktive Höhen-sonne vereinigen sich zu einem Element, in dem der Skiläufer sich tummelt wie der Schwimmer in seinem Naß. Nur ein paar Wildspuren kreuzen dort den blütenweißen Hang, in den wir jetzt gleich mit wahrer Wollust als erste am heutigen Tag unsere schön geschwungenen Furchen ziehen werden. Da erscheint auf einmal, wie von einem boshaften Berggeist hervorgezaubert, mit einem lustigen Jodler ein Skiläufer und beweist uns mit einem eleganten Geländesprung, daß man halt doch noch früher aufstehen muß, um sich als erster in das Gästebuch der Natur einzutragen.

ERWECKUNG DER LIEBE

VON WERNER OELLERS

Länger war es nicht mehr auszuhalten. Er hatte schlaflose Nächte, unruhige Träume, er war auf dem Büro zerfahren und zerstreut, er kam nicht von der Stelle mit seiner Arbeit und zog sich immerfort Ordnungsrufe und Schikanen zu. Und überdies machte er sich am Ende auch lächerlich, wenn er ewig vor dem Schau-fenster stand. Es mußte etwas unternommen werden.

So steckte er sich denn eines Tages in seinen besten, blauen Anzug, band einen frischen Kragen und eine neue, farbenfrohe Krawatte um den Hals, zog den Scheitel auf dem feingewaschenen Kopf mit peinlichster Sorgfalt und Genauigkeit und tat auch sonst alles, was man in seiner Lage zu tun pflegt. In solchem Staat sprach er am Nachmittag nach Geschäftsschluß, ein wenig klopfenden Herzens, beim Kunstphotographen zum Zwecke der „Aufnahme“ vor.

Der Künstler empfing ihn mit der Liebenswürdigkeit aller Geschäftsleute und im übrigen mit der Zurückhaltung, die fremden Menschen gegenüber angebracht ist. Er gab sich im Verlauf der nun folgenden Handlung alle Mühe, aus dem Ferdi Wegelmann ein gutes Modell für seine künstlerischen Absichten zu schaffen, und man mußte schon sagen, der Ferdi war nicht übel. Gesicht, Figur, Anzug — der Junge ging in Ordnung. Und der andere tat, was er tun konnte. Vielleicht, dachte Ferdi dabei, komme ich auch ins Schaufenster und vielleicht komme ich dann neben sie. Das zu denken, machte ihn froh und glücklich.

Als es soweit war, sagte der Jüngling zum Meister, so nebenbei, wie von ungefähr, und über sein errötendes Gesicht flog ein leicht verlegenes, ein wenig verschämtes, ein wenig Sie-wissen-doch-Bescheid-Lächeln: „Übrigens, mir fällt da gerade ein, Sie könnten mir einen Gefallen tun, Herr Zander.“

Herr Zander sah ihn mit liebenswürdigen und neugierigen Augen an. „Aber gern, wenn ich kann, Herr Wegelmann.“ „Dann sagen Sie mir bitte, wer die Dame ist, die Sie draußen im Fenster haben, ganz vorne, in dem Goldrahmen.“ Jetzt war die Reihe zu lächeln bei dem Fotografen. „Das, lieber Herr, darf ich Ihnen leider nicht sagen. So wenig, wie ein Schriftsteller seinen Decknamen preisgibt.“

Ferdi, der inzwischen völlig rot geworden war, nickte traurig mit dem Kopf. Er gab sich gar keine Mühe mehr, sein Erschrecken zu verbergen. „Aber wissen Sie“, sagte da teilnahmsvoll der Fotograf, „ich könnte einmal hören, ob ich es sagen darf. Und wenn Sie denn wiederkommen, gebe ich Ihnen Bescheid. Nicht wahr, das wäre ein Ausweg?“

Oh, atmete der Ferdi auf. Impulsiv, stürmisch bewegt, griff er nach des Meisters Hand. „Ich bin Ihnen sehr dankbar“, sagte er warm. Und zwischen Tür und Angel drehte er sich noch einmal um: „Sie ist doch nicht verheiratet?“ — „Nein“, lachte der andere, „soviel ich weiß, ist sie noch unverheiratet.“ Dabei betonte er das „noch“ so sehr, daß Ferdi stutzte. „Ist sie etwa verlobt?“ gab er unsicher zurück. — „Nun fragen Sie mich wirklich zuviel, Herr Wegelmann. Auf Wiedersehen!“

Zehnmal vierundzwanzig Stunden mußte Ferdi warten, ehe er sich mit seinen Bildern jene Nachricht holen konnte, um deretwillen er die Bilder hatte machen lassen. Zehnmal vierundzwanzig Stunden! Was das in solcher Lage bedeutet, kann nur der ermessen, der sie nicht nur schon einmal mitgemacht, sondern der dazu noch die treue, grundbiederer Seele Ferdis hat. Denn er war sich klar darüber, daß, wenn er in dieser Sache nur noch einen Schritt weiterginge, er von sich aus nicht mehr würde zurücktreten können. Denn er war ein Ehrenmann und er gedachte es zu bleiben. Gerade was dieses Nichtmehrzurückkönnen anging, plagten ihn jetzt auf einmal die allerschlimmsten Skrupel und Bedenken, die ihn vorher seltensamerweise nicht im mindesten behelligt hatten. Was würde sie für eine Stimme haben, was für Zahnreihen, was für eine Figur? Denn er kannte doch nur ihr Bild, das Bild ihrer oberen Hälfte. Auch fiel ihm jetzt ein, daß die Frauen sich heute, je nach Wunsch und Mode, ohne großen Aufwand die mannigfachsten Gesichter zulegen können. Und wenn er sich auch sagen mußte, daß der Blick der reinen Mädchenaugen seinen häßlichen Argwohn Jüden straffe, so war er doch alt und erfahren genug, um zu wissen, daß das, was die Frauen nicht aus eigenem Antrieb tun und vermögen, von den Fotografen in jeder Richtung nachgeholt werden kann.

Aber endlich war es so weit. Ferdi hatte die Anschrift, i h r e

Anschrift: Gabriele Sommer, Waldorf, Schloßallee. Also auf dem Lande wohnte sie! Ach, ich hätte es aus ihren Augen lesen können, dachte er selig. Alle Skrupel, alle Ängste waren weg. Sechs Monate später gab Ferdi Wegelmann den Zeitgenossen seine Verlobung mit Fräulein Gabriele Sommer bekannt. Wieder einige Monate später empfahlen sich Ferdi Wegelmann und Frau Gabriele, geb. Sommer, der Mitwelt als Vermählte. Wieder zehn Monate später — aber das geht zu weit.

Um es gleich zu betonen, es wurde eine, wie man so sagt, harmonische Ehe. Daran änderte auch nichts der köstliche Zufall, daß der Fotograf Gabriele's Vetter war. Ferdi fand es durchaus verständlich, daß der neue Vetter ihm damals nicht sogleich über diese verwandtschaftlichen Beziehungen unterrichtet hatte. Und der Vetter und Gabriele verstanden zu schweigen. Was sollten sie auch in Ferdi ein romantisches Bild zerstören, das so augenscheinlich aus den Absichten des Himmels gewirkt schient Wozu denn nur? Und so verbrannte Gabriele eines Tages alle zweiunddreißig Bilder aller seiner zweiunddreißig Konkurrenten im Herdfreie. Sie hatte schon, sagte sie sich, was die Hauptsache war, den Richtigen herausgefunden. Und sie war an diesem Abend der Verbrennung sehr aufgeräumt und sehr zärtlich zu ihm, was unsereinen, den Fernstehenden, ja denn auch von Herzen freut.

In den Buchhandlungen und beim Unterzeichneten ist zu haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von einem Zeitgenossen J. B. Brand. Mit einem unerschöpflichsten Lichtbild Wagners auf den Titel, farbigen Innenbildern und einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die mit Richard Wagner seinerzeit in persönlicher Berührung gekommen sind. Einer von diesen ist der jetzt 60-jährige Verfasser, der aus seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Albin Rentze: Mc Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Ballonleinen RM. 3.—

Nicht was Haß und Klatsch des Feindbundes zusammengetragen haben, sondern was Akten und Berichte von Augenzeugen — die Namen sind abschüssig geändert — dem Verfasser fundierten, hat dieser im Jahre 1931 zu San Remo aufgeschrieben zur Ehrenrettung einer verurteilten Frau, die während des Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

Franz Fritz: Humor in Versen

Ein Vortragebuch für große Menschen

Preis RM. 1.—

Diese anprechtelosen Reizenreize werden vor allem in Vereinskreisen bejodertes Gehaltes finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum Vortrag für Dilettanten eignen.

G. Sirth Verlag AG., München, Herrnh. 10

GERETTET

VON O. PAGE

Finstere Nacht. Die Stadt schläft. Die Straßen schlafen. Auch das Haus Hochstraße 24 in der Vorstadt schläft.

Der Wind ist wach. Streicht die Häuserzeile entlang, harft in den Drähten, klappert mit den Dachziegeln, jault in den Kaminen. Plötzlich dröhnt ein Schuß durch das Haus Hochstraße 24. Wie ein Kanonenschlag donnert er in die schlafende Stille. Das Haus ist jäh aus dem Schlaf gerissen. Frauen kreischen. Kinder weinen. Männer werfen ihre Schlafrocke um, bewaffnen sich. Flurtüren werden aufgerissen.

Kaufmann Kuhnert vom ersten Stock, die Pistole erhoben, saust nach oben. Vom dritten Stock stürzt Buchbinder Berger nach unten, er schwingt die rasch ergriffene Ofengabel. Auf dem Vorplatz des zweiten Stocks treffen sie sich. Dort haust der Sonderling und Junggeselle Lütgert, der gleichermaßen durch seinen Reichtum wie seinen Geiz bekannt und berüchtigt ist. In seiner Wohnung rührt sich noch nichts.

„Der Schuß muß oben gefallen sein!“ keucht erregt Kuhnert.

„Jawohl — ohne Zweifel!“ bestätigt zitternd Berger.

Der Hausmeister Weiner kommt aus dem Erdgeschoß heraufgehascht; er fuchelt mit einem derben Stock in der Luft herum. Die drei Männer steigen vorsichtig die nun hell beleuchtete Treppe empor; zur Mansarde; da wohnt Frau Adam mit ihren beiden Buben. Auf einen jähen Angriff gefaßt, betreten die drei den Mansardenvorplatz. Zwei Türen münden hier: die Bodentür — sie erweist sich als verschlossen — und die Wohnungstür der Frau Adam. Die steht befremdlicherweise sperrangelweit offen. Seltsam süßlicher Geruch steigt den Männern in die Nase.

„Gas!“ stellt der Hausmeister kurz und sachlich fest.

Weiner mit der Taschenlampe voraus. Er untersucht zuerst den Gasherd. Aha! Der Gasschlauch hat sich gelöst. Er greift nach dem Absperrhahn vor dem Gasmesser. Er ist geschlossen!

Die drei schütteln die Köpfe. Treten in den Wohnraum, dessen Tür offen steht wie auch das Fenster. Zwei Betten. In dem einen liegt Frau Adam — im andern die beiden Buben. Bewußtlos.

„Erschossen?“ fragt in höchster Erregung Berger. Keine Blutspur, keine Wunde. „Gasvergiftung!“ sagt Kuhnert.

„Merkwürdig“, urteilt Weiner über den Tatbestand. „Gas in der Wohnung — Gashahn geschlossen — Fenster und Türen offen — drei Menschen bewußtlos, vielleicht tot — wie reimt sich das zusammen?“

„Sie vergessen den Schuß?“ bemerkt Kuhnert sehr richtig. „da ist noch eine Person im Spiele. Die geschossen hat. Aber wer? Auf wen? oder warum?“ fragt er summarisch.

Da gellt die Hausschelle — schrill, anhaltend, unheimlich. Die drei Männer fahren zusammen. Weiner rennt aufgeregt hinunter. Als er das Gittertor an der Straße aufschließt, knickt er fast in die Knie — draußen steht ein Sanitätswagen und das Überfallkommando!

„Es ist angerufen worden, hier lägen Gasvergiftete“, sagt der Führer der Sanitätsabteilung. Der Hausmeister kann nur stumm nicken.

„Gute Idee, Sanität und Polizei anzurufen!“ lobt Kuhnert. Gleich darauf sehen sich die drei entgeistert an: wer hat denn angerufen? Lütgert etwa? Dessen Angst und Feigheit war ebenso berüchtigt wie sein Geiz!

Frau Adam und ihre Buben sind schwer betäubt; man lädt sie in den Krankenwagen, bringt sie ins Spital.

Die Polizei untersucht. Die Rätsel bleiben. „Bodentüre auf!“ kommandiert der Kommissar. Neues Rätsel. Der immer nach außen steckende Schlüssel fehlt! Ein zweiter ist nicht vorhanden. Zwei Polizisten drücken die Tür ein. Der Boden ist leer. Der Kommissar deutet auf das offenstehende Dachlufenfenster. „Ist das immer offen?“ „Jawohl!“ gibt Weiner zurück, „nur bei Schneefall wird es geschlossen!“

Der Kommissar schweigt. Lütgert muß er noch hören. Dreimal muß er schellen, bis eine bebende Stimme durch das Guckloch fragt, wer Einlaß begehre. Mit Mühe bewahrt der Beamte die Haltung, als er den dünnen, schlottenden Alten mit dem Geiergesicht im zerschissenen, arg verfleckten Schlafrock vor sich sieht; einen uralten Säbel hält er in der Hand. Nein, der hatte mit der Schießerei nichts zu tun!

Später wird zweierlei festgestellt: der Anruf war von einer Fern-

Jeder Fotoamateur muß lesen:



Deine Kamera geht Geld verdienen
Das wertvolle Fotobuch mit 100 Adressen für den Bilderverkauf RM 0.75



Die Fotowelt
Monatsschrift in herrlichem Kunstdruck Heft RM 0.25

VERTRIEB: G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“

mit den amtlichen Nachrichten des Reichverbandes Deutscher Sportfischer soll von **jedem waidgerechten Sportfischer** gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildmaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

**FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANNS SCHINDLER,**

Fischerei- Buch- u. Kunsthandlung
München, NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 59 61 60



sprechzelle auf dem Platz unweit der Hochstraße erfolgt; es war eine Männerstimme. Zweitens: der Gasschlauch hatte sich selbst gelöst, also ein Unglücksfall.

Frau Adam hatte ein schweres Leben gehabt. Ihr Mann Jakob, anfangs ein fleißiger Arbeiter, war in schlechte Gesellschaft geraten, schließlich auf den Weg des Verbrechens. Ein schwerer Einbruch hatte ihn auf sieben Jahre ins Zuchthaus gebracht. Die Besuche der Frau hatte er abgelehnt, keinen Brief angenommen, keinen geschrieben. Tapfer hatte Frau Adam mit ihrer Hände Arbeit sich und die Kinder ernährt. Jetzt, nach dem geheimnisvollen Geschehnis, war die Öffentlichkeit auf das schwere Schicksal der Frau aufmerksam geworden; sie bekam mehr und lohnendere Arbeit als seither. Also war ihr der unenträtselte Vorfall zum Segen geworden.

Jakob Adam war wegen seiner guten Führung ein Jahr früher aus dem Zuchthaus entlassen worden. Sein Entschluß stand fest, ein ordentliches Leben zu beginnen, mit ehrlicher Arbeit sich und seine Familie zu ernähren. Seine Frau wollte er erst aufsuchen, wenn er eine Arbeit gefunden hätte, aber — er fand keine Arbeit. Wer wollte den Zuchthäusler beschäftigen? So war Jakob wieder mit den alten Verbrecherkumpanen in Verbindung gekommen. Man hatte so manche Einbruchgelegenheit „ausbaldowert“; auch bei dem Geizhals Lütger in der Hochstraße 24, von dem das Gerücht ausging, er habe fabelhafte Reichtümer in seiner Wohnung aufgestapelt. Diesen Lütger hatte sich Jakob Adam aufs Korn genommen.

An jenem Abend war Jakob mit Hilfe der Dachrinne auf der Rückseite des Hauses aufs Dach geklettert. Als er auf den Vorplatz der Mansarde schlich, hatte ihn der Gasgeruch überfallen. Den verbrecherischen Zweck seines Kommens hatte er plötzlich vergessen.

Er ließ die Bodentüre offen, sperrte die Türe zur Mansardenwohnung mit einem Dietrich auf. Er sprang durch das Gasgewölke hindurch und riß das Fenster auf. Zurück auf den Flur, um Luft zu schöpfen. Dann stand er wieder in dem Raume. Der Wind setzte einen Augenblick aus. Irgendwo zischt es unheimlich. Dort in der Ecke! Der Gasschlauch des Herdes hängt herunter. Ein rascher Griff dreht den Absperrhahn. Das Zischen verstummt. Die Atemnot rief ihn für eine Weile wieder hinaus. Dann trat er in den Raum zurück. Mit einem Satz ist er durch die offene Tür in den zweiten Raum gesprungen. Riß auch dort das Fenster auf. Er trat zu den Betten. Rüttelte die Kinder. Kein

Lebenszeichen. Am Lager der Frau wurden seine Augen entsetzensweit, es würgte ihn in der Kehle, seine Knie wurden weich. Diese Frau kennt er! Diese Frau ist — seine eigene Frau! Die Buben sind seine Buben!

Jakob stand und keuchte. Sein ganzes Inneres kehrte sich um. Der Mann war in diesem Augenblick gewandelt! Der Wind schlug ein Fenster zu. Jäh wird Jakob aufgeschreckt. Er legte sein Ohr auf die Brust der Frau — das Herz schlug noch, wenn auch schwach genug. Eile tat not!

An der Bodentüre zog er den Revolver, den er „für alle Fälle“ zu sich gesteckt hatte — der Schuß dröhnte. Der Mann glitt durch die Bodentür, schloß sie von innen ab, steckte den Schlüssel in die Tasche.

Wenig später stieg er einige Häuser weiter vom Dache, rannte um einige Ecken und verschwand in der Fernsprechzelle auf dem freien Platz. Dann verschluckte ihn die Nacht.

Jakob Adam ist auf die Wanderschaft gegangen. Furchtbar hat es in ihm gearbeitet. Er bettelt nicht, noch viel weniger bald in diesem, bald in jenem Dorf; Landarbeiter werden gebraucht. Endlich, in einer abgelegenen Gegend, findet er auf einem großen Gute Dauerarbeit, gewinnt das Vertrauen seines Herrn, der ihn zu einer Art Verwalter macht. Jakob Adam hat sich zurechtgefunden.

Jetzt erst schreibt er seiner Frau. Sie will nicht kommen. Sie ist erbittert, daß er sie so lange mit den Buben sich selbst überließ; sie hat kein Vertrauen zu ihm. Erst als Jakobs Arbeitgeber sich förmlich für ihn verbürgt, kommt sie mit den beiden Buben, die den Vater gar nicht kennen. Bald ist die Frau überzeugt von Jakobs wahrhafter Wandlung. Sie hat es nie zu bereuen gehabt, daß sie ihn nicht im Stiche ließ.

Erst nach zehn Jahren offenbarte Jakob Adam seiner tapferen Frau, wie er ihr und den Kindern das Leben gerettet hat — und dabei selbst gerettet wurde.

Liebe Jugend!

Nach Besprechung der Siegfriedsage werden die Schülerinnen eines Lyzeums aufgefordert, eine kurze Inhaltsangabe niederzuschreiben. Bei Durchsicht der Arbeiten bekommt der Lehrer folgenden Satz zu lesen: „Kriemhild sah den Kampfspielen aus den Fenstern ihres Gemaches zu, aus dem Siegfried immer als der stärkste Held hervorging.“

An den Gerhard Isert-Verlag, Magdeburg-Sudenburg

BESTELLUNG

Liefere mir bis auf Widerruf ab sofort _____ Expl. der Zeitschriften:

_____ direkt an untenstehende Adresse (Bezahlung erfolgt sofort nach Erhalt)

_____ durch die Buchhandlung:

Name: _____

Ort: _____

Straße: _____

Drei wichtige Zeitschriften

die auch Sie lesen sollten:

JUGEND wöchentlich 60 Pfg.

DIE FOTOWELT monatlich 25 Pfg.

Die Zeitschrift für jeden Fotoamateur. Neutraler Inhalt, reichhaltiger Neuheitenteil, erstklassiger Kunstdruck.

EXAKTA-SPIEGEL vierteljährlich 25 Pfg.

Die Spezial-Zeitschrift für den Fotoamateur mit Exakta-Kamera.

Bestellen Sie die Sie interessierenden Hefte mit beiliegendem Bestellschein, den Sie an den **Gerhard Isert-Verlag** in **Magdeburg-Sudenburg** als Drucksache senden.

DIE LUSTIGE „JUGEND“

Nichts zu machen!

„Emma, heute früh sah ich zufällig, wie der Postbote Sie küßte. Von jetzt an werde ich ihm die Post selbst abnehmen.“
„Das nützt nichts, gnä' Frau. Er liebt nur mich und küßt keine andere.“

Vorgebuert

Vater: „Kurt, wenn du diesmal ein gutes Zeugnis mit nach Haus bringst, darfst du in den Ferien an die Nordsee zu Tante Emma.“

Kurt: „Weißt du, Vater, zu Hause ist es eigentlich auch ganz schön.“

Das dicke Ende

„Gestern kam der Arzt zu uns —“
„Ach — hoffentlich nichts Schlimmes?“
„Doch. Er brachte die Rechnung.“

Darum!

Charlotte war Moderebretterstatterin. Bei einem bekannten Verlag.

Eines Tages wird sie sang- und klanglos entlassen.

Frägt Charlotte: „Wurum, meine Herren?“
„Unsere Leserinnen behaupten, Sie wären ein Mann.“

„Wie kommen sie denn auf diese verrückte Idee?“

„Weil Sie immer wieder schreiben, wie man aus alten Hüten neue Hüte ohne große Kosten umarbeiten kann.“

Höchste Zeit!

Gast: „Diese Pasteten sind ungenießbar.“
Wirt: „Mein Herr! Ich stellte schon Pasteten her, als Sie noch in den Windeln lagen!“

Gast: „Und warum servieren Sie sie erst jetzt?“

Kurze Leitung

August hat sich ein Auto gekauft. Schicke Sache. Mit Kompressor und so.
„Meine Frau wollte unbedingt eine Limou-

sine“, erzählt August, „aber mir wäre ein Kabriolett viel lieber.“
Frägt sein Freund: „Und wie seid ihr jetzt mit der Limousine zufrieden?“

Die Lösung

„Kellner, mein Mantel ist weg! Wahrscheinlich gestohlen!“

„Vielleicht, Herr Professor, hat ihn der Fremde genommen, der dort in der Ecke saß?“

„Natürlich, so wird es sein. Deshalb kam mir der Herr auch so bekannt vor, als er ging.“

Ganz gewief!

„Alle Wette! Dieser Müller ist ein Finanzgier!“

„So? Hat er den großen Coup gemacht?“
„Und ob! Goß der Kerl doch neulich im Hotel seinem Gegenüber den Kaffee über die helle Hose und...“

... drückte sich vor der Bezahlung, was?“

„Im Gegenteil! Er redete so lange auf den Mann ein, bis er ihn von seiner Verpflichtung überzeugt hatte, den verschütteten Kaffee bezahlen zu müssen.“

Ganz einfach

„Ist das Leben auf dem Lande nicht doch sehr langweilig und eintönig, Herr Schultz?“ fragte der Besucher aus der Großstadt.

„O nein, eigentlich kann ich nicht klagen; wir haben ja nur ganz selten Besuch.“

Wahrheit!

Die Lehrerin will ihren kleinen Mädchen den Begriff Wahrheit klarmachen. „Was ist für uns das Beste, aber auch das Schwerste?“ fragt sie.

Ruth hebt schüchtern ihren Finger.

„Nun, Ruth?“

„Sich zu verheiraten“, antwortete Ruth.

Einfaches Mittel

„Dieses Kleid, Willibald, muß du mir unbedingt kaufen. Es macht mich um zehn Jahre jünger.“

„Feine Sache! Kannst du nicht zwei solche Kleider übereinander tragen?“

Darauf kommt es an!

„Wie machen Sie das nur, bester Freund, daß Sie beim Kartenspiel fortwährend gewinnen? Da muß man wohl mit viel Intelligenz spielen?“

„Nö, das gerade nicht. Man braucht nur zwei Dumme.“

Beschwerde

Gast: „Kellner, dieses Huhn ist so zähe, wie ich in meinem Leben noch keins bekommen habe!“

Kellner: „Verzeihen Sie! Als wir es schlachten wollten, konnten wir es nicht greifen. Es flog auf den Hausgiebel, und wir mußten es schießen.“

Gast: „Ich bin überzeugt, Sie haben gar nicht das Huhn, sondern den Wetterhahn getroffen.“

Dumme Sache

„Wo warst du gestern abend?“

„Ich wollte zu einem Vortrag gehen.“

„Über welches Thema?“

„Wie bleibe ich gesund.“

„Na, und?“

„Der Vortrag fiel aus wegen Erkrankung des Vortragenden.“

Das Erkennungszeichen

Der neugebackene Ehemann schreibt seinem Onkel auf dem Lande:

„Lieber Onkel! Leider kann ich Dich nicht von der Bahn abholen, wenn Du nach München kommst, da ich dienstlich verhindert bin. Weil Dich meine Frau, die Dich ja noch nicht kennt, abholen wird, bitte ich Dich, als Erkennungszeichen unter dem Arm eine Gans oder einen Schinken zu tragen.“

LUSTIGES AUS DEM BAYERISCHEN WALD VON LUDWIG WALDWEBER

Das gute Bier

Wie der Metzger Dori auf dem letzten Loch pff, da hat der Mesner-Datte, was sein Freund gewesen, allweil um ihn sein müssen zum Auswarten. Naja, der Dori hat ein Pfunds Bierherz gehabt, und da hat sich z'nach und z'nach der Tod dazugeschlagen. Noch ganz z'lezt wie der Beinkramer richtig kommen, da ist's ihm doch heiß und angstig aufgestiegen, dem Dori, und er hat sich noch eine Maß Bier holen lassen. Daß ich's richtig sag: drei Quartl. „Aber gut einschenken!“ hat er dem Datte auftragen. „Gar, daß es mei' letzte ist.“

Richtig: hat's auch nimmer ganz erkradt, der Dori. Grad daß er's noch halb aus-trunken hat, nachher hat's 'n mit 'm Maßkrug in der Hand um'glegt. Da hat er zum Datte gesagt: „Datte“, hat er gseit, „trink's du aus, wenn's ich vielleicht gar nimmer zwingen kann. Sünd und schad wär's um dös gute Bier.“

Als wenn's ihm vorgangen war, dem Dori. Ein paar Schnapper hat er noch getan,

und nachher ist's aus gewesen mit ihm. Sein Freund, der Datte aber, der hat ihm mit der einen Hand die Augen zgedrückt, und mit der andern hat er 'n Maßkrug gehalten, den ihm der Dori halb voll dargelassen hatte. Und ohne daß er abge-bissen hätte, auf einen Zug hat er 'n aus-trunken.

Und jetzt erst hat er 'n Kopf hängen lassen und hat brummt: „Jaja, recht hast ghabt, Dori, Sünd und schad wär's gewesen um dös gute Bier.“

Er hat ihn hineinrutschen lassen

Am Vorabend des Weißen Sonntags sitzen der Zugaas-Lenz und sein Weib auf der Holz-schar vorm Häusl und denken an etwas. Sie denken an das Oechsl, das der Lenz voriges Jahr im Herbst von einer Weide jenseits der Berge hat mitgehen lassen. Schon wiederholt ist der Lenz mit dem Vorsatz zur Kirche hinuntergestiegen: Heute sagt's, heut beichtest's. Aber immer wenn er mit seinem Oechsl an die Reihe gekommen war, ist er sacht auf die

Seite geschlichen und hat seine ganze Sündenschwere wieder mit sich heim auf den Berg geschleppt.

Jetzt aber leidet's die Lenzin nimmer. „Lenz“, sagt's, „Lenz denkst dran, morgen ist der letzte Tag, Lenz. Morgen muß's sagen. Da hilft alles nix. Leicht, daß sonst kein Segen mehr auf dem Oechsl war. Morgen sagt's, Lenz, geh't's, wie's mag.“

Also gut. Anderntags hält der Kooperator das Hochamt, und der alte Pfarrer, der eh nimmer gut hört, sitzt derweil im Beichtstuhle. Da hat er's halt gewagt, der Lenz, und hat sein Oechsl, aus dem inzwischen ein stattlicher Ochs geworden, dem alten Herrn hineingetragen.

Und wie er mittags heimkommt, schreit ihm die Lenzin schon unter der Tür entgegen: „Na, wie ist's denn nacher gangen mit dem Oechsl?“

„Guat ist's gungen“, lachte der Lenz und langt sich einen schmalzigen Krappen aus der Planne, „guat! Woast, während dem Hochamt bin ich zum alten Herrn 'ne! damit. Da hab' ich anfangs das Leichtere



Wintersonne

Aufn. Dr. O. Schweitzer

zusammgsucht; und erst, wie die Orgel amal richtig aufgangen ist, erst dann hab ich dös Oechsl schön stad 'neirutschen lassen."

Revanche

Der Amreiner in der großen Lahn, der hat drei Bäuerinnen gehabt, und alle drei sind ihm gestorben. Und wie's die dritte in der Ordnung verricht' ghabt haben, da ist der Amreiner mit seinem Gevatter schön stad heimgegangen.

Sagt jetzt auf einmal der Gevatter: „Woabst“, sagt er, „jetzt muab i' mi' scho direkt schämen vor dir.“

„Schämen? Ja, wie dös?“ fragt der Wittiber. „Was ist denn passiert? Was hast di' denn du vor mir z'schämen?“

„Wennst es recht betrachtst, ist's ja wahr auch“, sagt der Gevatter ganz zerknirscht, „schau, dreimal sitz i' jetzt bei dir in der Tot'nzehrung und iß und trink, was guat und teuer is, und i' — i' —“

„Ja, und du?“ wundert sich der Wittiber. „Naja, und i“, tut der Gevatter verzweifelt, „siehst es denn nit, daß die Meine oamal g'sünder ausschaut wie's anderemal. I woab wirklich nit, wie i' mi' bei dem Gesund von d'er amal revanchieren kunnt.“

Gewonnen

Mißmutig fährt sich der Bauer am Hang durch die Stoppeln. „Sakral Wo er nur heut schon wieder bleibt, der Bader-

waschl! Am letzten Mittwoch hat er sich eh nicht lassen lassen; und heute, am Sonnabend, heute scheint's ihm noch nicht zu pressieren. Der Loder, der langweilige.“ Ihn selber, den Bauern, ihn würde ja das verstrüppete Gesicht weniger genieren. Aber die Rest halt, sein Gespons. Was die kitzlig ist! An ein rechtschaffenes Büßl ist unter den Umständen nicht mehr zu denken. Der Bauer aber hat sich erst kürzlich zu seiner Bäuerin ins Ehejoch gespannt.

Schließlich schlägt doch der Tyras an. Ahal Das wird er sein. Es klofft.

Nanu? Selt wann klofft denn der Bader an? Will er sich einen besseren Benimm zulegen?

„Herein!“ schreit der Bauer.

Und schon tritt er über die Schwelle, der Baderwaschl. Aber nicht der Fixl von der oberen Gasse, nein, das ist ja der Ferstl von der untern.

„Grüß Gott, Bauer!“ ruft der. „Da wär i jetzt! Aisdann greif ma's gleich an!“

„Was greif ma an?“ staunt der Bauer.

„Seit wann rasierst m' denn du?“ „I? Seit wann i' dich rasier? Ja, woabst denn du noch nix davon, Bauer? Du ghörst mir doch schon bald acht Täg!“

„Bald acht Täg?“ braust nun der Bauer auf. „Paß auf, Ferstl, jetzt g'langt's aber.“ „Reg di net auf, Bauer, 's ist wie i' dir

sag: Letzten Sonntag hab' i' dich gwunna.“ „Was?“ schnauft er mühsam. „Du hast mich gwunna? I' bin dein Gwinst? Ja, von wem, von wem hast mi' denn nachher gwunna, wenn i' frag'n därf, ha?“

„Dös ist a Frag! Von wem werd' ich dich scho' gwunna hobn? Von Kollegen Fixl halt, von wem denn sunst? Aber daß ich's recht verzähl: Sitzt wir da letzn Samstag auf der alten Post beisamm und schafköpfein ein bißl rauher als sonst. Und wie's halt so sein will: 'n Fixl verfolgt's in einemfort und laßt ihn nimmer aus. Bis er glücklich sein letztes Markl verspielt hat ghabt. Da ist er narrisch worden und hat gschrien: 'Gilt's! hat er gschrien. 'Jetzt setz' ich mei' Kundschaft! A jede Kundschaft 'n Taler! Gilt's oder gilt's nöl!“ „Gilt schon“, hab ich gsagt, und nach eim Stünder hab ich halt a Stück fech-sechs Kunden vom Fixl ghabt.“

„Was, der Schlawiner, der zammzupfe!“ Polternd fällt die Bauernfaust auf den Tisch. „Soviel bin ich dem wert, daß er mich auf a Karte setzt und nachher richtig verspielt? Der Bazi, der ausfranste! Ist schon gmacht, Ferstl. Von heut ab rasierst mich du, hast eh kleinere Pratzn als wie da Fixl. Aber dös sell sag ich dir gleich: Verspieln wennst mich aa einmal tuast, wie der Fixl — z'reißn tua ich dich und dös fredt in der Luft, daß dich auskennst, Baderwaschl!“

DIE FOTO - „JUGEND“

MEHR FREIHEIT IM POSITIV-PROZESS

Indem die Fotografie immer noch viel zu sehr als mechanisches Darstellungsverfahren betrachtet wird, geht eine Mechanisierung vieler fotografischer Prozesse damit Hand in Hand. In gewisser Weise kann und soll man mechanisieren; das ist beim Entwicklungsprozeß heute durchaus richtig und ebenso bei der Einarbeitung auf ein Universal-Negativmaterial voll zu befürworten. Anders aber liegen die Verhältnisse im Positivprozeß, wo eine Ausarbeitung der Negative stattfindet. Hier ist bewußtes Schaffen notwendig, das auf Grund einer Anpassung an Negativ und Motiv zu erfolgen hat.

Viele unserer Freunde werden ihre Negative beim Fotohändler ausarbeiten lassen. Aber das ist kein Grund dafür, diesen so wichtigen Punkt zu vernachlässigen. Sie dürfen glauben, daß jeder Foto-Laborant hoch beglückt wäre, wenn er einmal nicht den Feld-Wald-Wiesen-Hochklang in Anwendung zu bringen hat, sondern mit geeignetem Papier und ganzem Können die beste Wirkung aus der Aufnahme herausholen darf.

Fotografische Papiere werden bekanntlich in verschiedenen Härteabstufungen oder Gradationen hergestellt. Für ein weiches Negativ nimmt man ein hartes, für ein hartes Negativ ein weiches und für ein normales Negativ ein normales Papier. Das dürfte hinreichend bekannt sein. Für besonders weiche oder laue Negative gibt es extra-harte Papiere, so daß man praktisch von jedem Negativ ein gutes Positiv herstellen kann, wenn es nicht gar zu sehr im Extremen liegt.

Für die bildmäßig-korrekte Ausarbeitung ist es ebenso wichtig, daß daneben drei verschiedene Papierfarben und unzählige Papieroberflächen zur Verfügung stehen. Die Papierfarbe gibt dem Motiv seine Grundstimmung. Daß man für Schneeaufnahmen und alle solche Bilder, wo vom Motiv her weiß schon vorherrscht, auch weißes Papier nimmt, ist selbstverständlich. Im übrigen wirkt weiß sachlich, herb. Chamois ist des Gegenstück. Es drückt Wärme aus, die aber bei allzu häufiger Anwendung nicht immer günstig wirkt. Deshalb ist Elfenbein als Mittelding ein wichtiger Ausweg, der in den meisten Fällen sympathisch sein wird. Elfenbein wirkt warm, ohne süßlich zu sein, betont andererseits auch das fotografisch Korrekte, weil es nicht als gelb empfunden wird.

Schließlich bleibt die Frage nach der Papieroberfläche wichtig. Gerade in der letzten Zeit sind von den Papierfabriken so viele neue Sorten herausgebracht worden, daß hier eine ganz bedeutende Auswahl zur Verfügung steht. Weitere Differenzierungen ergeben sich dabei durch verschiedene Bildtöne, die blauschwarz, wärmeschwarz, braunschwarz oder braun sein können und sich direkt durch die Entwicklung entsprechend erzielen lassen.

Die Royal-Oberfläche war bis vor kurzem das A und O des mehr künstlerisch schaffenden Amateurs. Doch das Royal konnte nicht immer befriedigen, weil es ziemlich grobkörnig ausfällt und deshalb im wesentlichen für große Formate in Frage kommt. Deshalb treten jetzt neue Oberflächen in den Vordergrund, die zwar auf matten Glanz und Papierkorn nicht verzichten, aber feiner ausfallen und deshalb auch für kleinere Formate geeignet sind. Die Pergament-Oberfläche von Leigrano oder Grandamo ist schon länger auf dem Markt, aber viel zu wenig beachtet. Der Glanz fällt hier etwas stumpfer, ruhiger aus, so daß sich diese Papiere am besten für Motive mit entsprechendem Charakter eignen.

Mehr zum Temperamentvollen geht eine Velvet-Struktur, die hinsichtlich ihres Glanzes bei verschiedenen Papieren verschieden ausfällt. Velvet allein zeigt gewöhnlich die höchste Leuchtkraft, die sich deshalb insbesondere für lebendige Aufnahmen mit reichen Tonabstufungen und feinen Tonwertunterschieden eignet. Diese reine Velvet-Oberfläche finden wir bei zahlreichen Papieren. Mehr abgestumpft wirkt das neue Prestona-Papier in Platino-Gravüre, wo das Elfenbein als Papieruntergrund diese in sich geschlossene Wirkung noch hebt. Die Naturoberfläche dieses Papiers verzichtet so gut wie ganz auf den Glanz, so daß es für Motive von Schlichtheit und Großzügigkeit in Form und Linie bestens geeignet ist.

Gevaluxe und Artona sind die Papiere mit besonderer Betonung der Schwere der Schatten bei samtartiger, warmer Oberfläche. Motive mit überwiegender Schattenwirkung werden hier am besten zur Geltung kommen.

Es ist nicht leicht, für jedes Motiv ein voll geeignetes Papier zu finden. Wenigstens geht das kaum nach Prospekten und Listen. Deshalb soll man sich die Musteralben beim Fotohändler durchsehen, wo es bestimmt nicht schwer fällt, geeignete Papiere zu finden. Die hier gegebenen Beschreibungen können ja nur einen kleinen Ausschnitt aus der Vielseitigkeit geben, wenn man bedenkt, daß daneben noch die verschiedensten Oberflächen wie matt, halbmatt, glänzend, Seide, Feinkorn, Grobkorn, Pastell im Handel sind.

Für den Amateur, der seine Positive selbst bearbeitet, sind einige Hinweise von Wert. Die beabsichtigten Bildtöne sind abhängig von frischen Entwicklern und frischen Fixierbädern. Die Entwicklungszeit hat Einfluß. Sie soll im Normalfall bei Vergrößerungspapieren zwei Minuten, bei Kontaktpapieren eine Minute betragen. Die Entwicklungstemperatur ist ausschlaggebend für Bildton und Gradation. Im Normalfall wird bei 18 bis 20° C gearbeitet.

Die Dunkelkammerbeleuchtung kann — insbesondere bei rotem Licht — täuschen, indem das Bild zu früh aus dem Entwickler entfernt wird und nachher zu hell erscheint. Zum Vergleich legt man sich ein fertiges und richtig gedecktes Positiv zur Hand, mit dessen Hilfe der Entwicklungsvorgang kontrolliert wird. Dabei muß natürlich die Entfernung von der Dunkelkammerlampe bis zum Positiv in beiden Fällen gleich sein, damit derselbe Helligkeitsindex vorliegt.

Und für die Bildaufmachung mögen schließlich die Worte genügen, daß insbesondere hier Schlichtheit am Platze ist. Wir brauchen keine phantastisch aufgemachten Kartons, sondern wollen das Einfache vorziehen. Immer wollen wir bedenken, daß ja das Foto zur Wirkung kommen soll, nicht aber der Karton oder das verschnörkelte Album Hauptsache darstellt. Es hat sich im Gegenteil dem Bilde unterzuordnen, damit es wirken kann und in seinen Eigenheiten zur Geltung gelangt. Ein schlichter Karton, in den ein Fenster geschnitten wird, hinter das unser Foto gelangt, genügt vollständig; in das Album, welches besonders gelungene Aufnahmen zeigen soll, gelangen auch nur wirklich erstklassige Bilder. Eine Aufnahme auf eine Seite, das genügt und löst das Foto für sich wieder mehr hervortreten und zur Geltung kommen.

Richtige Fotoreife hat erst, wer bis zum Ende mit voller Hingabe arbeitet. Und wer das durchführt, wird auch Erfolg erzielen.

Beteiligen Sie sich an der Foto-Preisfrage, die Sie in Heft 2/1937 der „JUGEND“ finden!

Das nächste Heft der „Jugend“ erscheint als Sonder-Nummer „FASCHING“

Versäumen Sie nicht, dieses traditionelle Jugend-Heft zu lesen!